

Japan und Amerika

Die schnelle Entwicklung, die das japanische Kaiserreich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte gemacht hat, und der siegreiche Krieg gegen Rußland hat die Japaner zu den mongolischen Herren des Großen Ozeans gemacht, während die Amerikaner die weißen Beherrscher dieser gewaltigen See sind.

Man hat anknüpfend an die Rivalität dieser beiden Völker mancherlei Betrachtungen über die Zukunft, vor allem über die Vorherrschaft im Ozean angestellt. Besonders, als die Einwanderung der Mongolen an der Westküste Amerikas in besorgniserregender Weise zunahm, und die amerikanische Flotte ihre große Reise antrat. Man erwog die Tatsache, daß bei dem Zunehmen des japanischen Volkes das als Japan bezeichnete Land nicht genügen würde, um die Bevölkerung zu ernähren. Amerika konnte man es nicht verargen, daß es einen Riegel vor den mongolischen Zugang schob, denn die Vereinigten Staaten bestehen nicht mehr aus großen Steppen und Wäldern, in denen die Indianer haften, die vielleicht im Kampf mit den Japanern diese hätte aufreiben können. Schon sind reichlich viele Mongolen in Amerika, die durch ihr billiges Arbeiten der weißen Bevölkerung eine große Konkurrenz machen. Der Antipathie, wegen derer die Japaner und Amerikaner einmal ernstlich aneinander geraten würden, sind die Philippinen, die Japan gern wie Korea im Stillen annektieren möchte.

Um so überraschender kam die Nachricht von einer japanisch-amerikanischen Verständigung, von dem Abschluß eines Vertrages, der geeignet ist, Konflikte zu beilegen. Das Abkommen ist, wie von amtlicher Seite bestätigt wird, so abgeschlossen, daß jede der beiden Mächte verpflichtet ist, die Befugnisse der anderen zu achten und die Integrität Chinas zu vertheidigen. Dort sollen allen Völkern gleiche Vorteile für Handel und Industrie gewährt werden; wenn aber durch Verwicklungen der jetzigen Zustand bedroht werden sollte, so beabsichtigen Amerika und Japan zu beraten, was gemeinsam zu tun ist. Das ist mit anderen Worten ein Vertrag, der sehr große Ähnlichkeit hat mit dem im Jahre 1907 zwischen Japan und Frankreich, und vor 8 Jahren zwischen England und Deutschland abgeschlossenen. Das Prinzip der Integrität Chinas und dessen Unabhängigkeit deckt sich mit der von Deutschland eingehaltenen Politik im fern Osten. Die Befestigung der kommerziellen und industriellen Gleichberechtigung der Mächte in China ist eine Befestigung der Politik der offenen Tür.

Die Bedeutung des amerikanisch-japanischen Vertrages läßt sich noch nicht absehen. Jedenfalls wird er überall mit Genugtuung begrüßt werden, denn es wird, das kann man auf den ersten Blick erkennen, damit eine gewisse Bürgschaft für die Entwicklung der Verhältnisse in Ostasien gegeben. Die Spannung zwischen Amerika und Japan — mag sie nun mehr oder weniger stark vorhanden gewesen sein, ganz wegzulegen läßt sie sich nicht — ist beseitigt, was besonders von Einfluß auf die Handelspolitik beider Länder, die am meisten unter der Furcht vor einem Konflikt gelitten hat, sein wird. Das Verhältnis der beiden größten Mächte des Großen Ozeans, wenigstens soweit ihre Macht zu Wasser und zu Lande in Betracht kommt, erhält durch den Vertrag nach außen hin den Stempel des friedfertigen Zusammenwirkens. Japan hat den Frieden dringend nötig, um wirtschaftlich wieder hoch zu kommen. Amerika hat aber kein Interesse an einem Kriege mit den Japanern.

Am besten schneidet bei dem japanisch-amerikanischen Vertrage China ab. Dadurch, daß die beiden anderen Mächte die Unabhängigkeit und Integrität Chinas anerkennen und wahren, ist das gewaltige Reich der Mitte geschützt gegen Störungen von außen, und der jetzige Regent hat Gelegenheit, die inneren Reformen mit Nachdruck durchzuführen. Wie an anderer Stelle schon erwähnt, ist Prinz Chun ein begeisteter Anhänger der Reform und ein modern gebildeter Chinese, der was von der Welt gesehen und kennen gelernt hat, und der jetzt das chinesische Volk in friedlichen Zeiten mit den Einrichtungen moderner Staaten in Verwaltung und Heer und Marine bekannt machen, und China aus dem tausendjährigen Schlaf aufrütteln kann. Indirekt aber haben alle Nationen einen Vorteil von dem japanisch-amerikanischen Vertrage, denn die bereits bestehenden Handelsbeziehungen zwischen ihnen und China, deren Entwicklung durch die bisherige Unsicherheit der politischen Zukunft gehemmt und in Frage gestellt war, können jetzt gefördert und erneuert werden. Wo noch keine bestanden haben, können neue abgeschlossen werden.

Amerika hat bei dem Abschluß des Abkommens mit Japan die feste Erwartung gehegt, daß Deutschland dem zustimmen werde, da es sich doch nur darum handelte, dem friedlichen Fortschritt in der Entwicklung Ostasiens zu dienen. Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Deutschland diese Erwartung täuschen wird.

Der „Matin“ berichtet zu dem Abkommen zwischen Japan und den Vereinigten Staaten, daß die Vertreter beider Regierungen die Mächte offiziell von dem Abschluß in Kenntnis gesetzt haben. Der französische Votschafter wurde bereits vor 8 Tagen als erster von der Unions-Regierung benachrichtigt. Man glaubt, daß das Abkommen auf englischen Einfluß zurückzuführen sei.

Politische Rundschau

Deutsches Reich.

* Nach einer Mitteilung der „Kölnischen Zeitung“ erzählt die „New-Yorker Times“ aus Berlin die Nachricht, der neue deutsche Votschafter Graf Bernstorff überbringe eine Einladung des Kaisers an Roosevelt zum Besuch Deutschlands und Deutsch-Afrikas.

* Eine von mehreren tausend Personen besuchte Versammlung von Winzern und Weinhandlern in Mainz protestierte gegen die Weinsteuer und beschloß eine Resolution und eine Denkschrift an den Reichstag.

* Die Nachricht einer Berliner Zeitung, der sächsische Staatsminister Graf Hohenthal werde gleich nach Erledigung der Wahlreform zurücktreten, weil er amtsmüde

sei, wird von zuständiger Stelle als unrichtig bezeichnet.

* Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat den Ausschuß des liberalen Wahlvereins für beide Mecklenburg empfangen. Der Großherzog erklärte auf die Ausführungen der Deputation: Er habe keine Verfassung bestimmter Art versprochen. Er sei aber fest entschlossen, auf die Durchführung der Verfassungsreform hinzuwirken.

* Die Aufnahme des Professors Schnitzer in die philosophische Fakultät der Universität München ist infolge drohenden Kirchenbannes als gescheitert anzusehen.

Österreich-Ungarn.

* An die Spitze der neuen Militär-Kanzlei des Erzherzogs Ferdinand soll, wie in militärischen Kreisen verlautet, ein hoher General treten.

* Die slowenischen Vereine Krains beschloßen, nach den Vorgängen in Prag auch in Laibach keinerlei deutsche Aufzüge und deutsche Versammlungen mehr zu dulden und mit dem Recht der Majorität unmöglich zu machen.

* Zahlreiche deutsche Stadtvertretungen Nordböhmens veranstalteten am Sonntag Protestmeetings unter freiem Himmel gegen die Prager Erzeffe.

Italien.

* In Mailand und in Turin fanden neue Kundgebungen gegen Oesterreich statt. In zahlreichen Versammlungen wurden Befehden gegen Oesterreich gehalten. Nach Schluß der Versammlungen fanden Straßen-Kundgebungen statt. Besondere Zwischenfälle ereigneten sich jedoch nicht.

Großbritannien.

* Der Chefsekretär für Irland hielt in Washington eine Rede, in der er ausführte, die Regierung werde das Schankkonzessionsgesetz mit allen verfügbaren Mitteln betreiben. Man sieht in den Äußerungen des Sekretärs einen Hinweis auf die Haltung des Oberhauses bei der Festsetzung des Programms der Regierung bei den nächsten Wahlen.

Rumänien.

* Am Samstag wurden die Kammern eröffnet, der König verlas die Thronrede, die die Ausdehnung der Verfassung auf die Dobrudscha, eine Gesetzesreform über den Schutz der Industrie und die Ausgestaltung der Agrargesetze ankündigt. Die Finanzen sind vorzüglich, die auswärtigen Beziehungen befriedigend.

Türkei.

* Die „Jeni Gazeta“ veröffentlicht das vom türkischen Generalstab verfaßte Flotten-Programm. Es umfaßt eine Periode von 8 Jahren und sieht Ausgaben im Gesamtbetrag von 17 860 000 türkischen Pfund vor, von denen 2 232 000 Pfund auf den Etat des nächsten Jahres entfallen. Vorgegeben ist der Bau von 6 Panzerschiffen, 12 Torpedobooten, ebensovielen Torpedobootszerkollern, 6 Untersee-, 2 Minen- und 24 Kanonenbooten.

Vietnam.

* Der Schah bestätigte in einer Audienz, die er den Dragonen der russischen und englischen Gesandtschaft gab, seine unveränderliche Absicht, dem Lande eine Verfassung zu geben. Da jedoch die Geistlichkeit dem entgegensteht, so werde er eine besondere beratende Körperschaft berufen.

* In Teheran wurde die erste Sitzung des Staatsrats abgehalten. Dieser wird dreimal wöchentlich zusammenkommen. Die neue beratende Versammlung besteht etwa aus 40 Prinzen, Notabeln und Kaufleuten, die von dem Großwesir ernannt und vom Schah bestätigt werden. Der Zweck der Sitzungen, die geheim gehalten werden, besteht darin, über Verbesserungen in den einzelnen Verwaltungszweigen zu beraten; dagegen hat die Versammlung nicht den Auftrag, ein Wahlgesetz zu entwerfen.

Heer und Flotte

* Der Parsevalballon hat am Samstag seine vierte Probefahrt gemacht und damit die letzte Aufnahmebedingung erfüllt, sobald der Uebernahme keine Hindernisse mehr im Wege stehen. Die Fahrt, die sich über eine Strecke von 10 Kilometer hin und zurück erstreckte, diente zur Feststellung der Eigengeschwindigkeit des Ballons.

Kaiser Franz Josephs Jubiläum

Im österreichischen Abgeordnetenhaus ist am Samstag eine feierliche Festsitzung abgehalten worden, an der jedoch die Sozialdemokraten, die Albenischen, die Tschechisch-Deutschen und die Deutsch-Deutschen nicht teilnahmen. Die Festsitzung hielt Präsident Weißkirchen, dem die Ermächtigung erteilt wurde mit dem Bureau am Montag dem Kaiser die Glückwünsche des Hauses zu überbringen. Im Herrenhause sprach Fürst Windisch-Grätz, es wurde beschlossen, eine Deputation an den Kaiser zu senden. Der Kaiser empfing eine aus 800 Personen bestehende Huldigungsdeputation der aktiven Staatsbeamten, darunter den Ministerpräsidenten, auf dessen Ansprache der Kaiser erwiderte, ihm sei in reichem Maße das Glück zu teil geworden, pflichttreue Diener zu finden. Der Ausgangspunkt für das Wirken der Beamten müsse das Gesetz und nicht als das Gesetz sein. Je reget das Parteileben sei, umso fester mühten sich die Beamten auf die parteilose Gerechtigkeit. Den Angehörigen aller österreichischen Völker stehe in gleicher Weise der Eintritt in den öffentlichen Dienst offen. Die Beamtenschaft müsse und solle die Söhne aller Nationen umfassen, die, ohne ihre Stammeszugehörigkeit zu vergessen, stets einmütig bleiben müssen, daß ihnen das Amt niemals eine Partei sein dürfe. Nicht das nationale Gefühl, wohl aber der nationale Widerstreit mühten aus dem Amt verbannt bleiben. Die österreichische Beamtenschaft werde stets der Völker sicherer Hort, dem Staate ein tüchtiger Diener und den Nachfolgern des Kaisers ein getreuer Helfer sein. Sonntag überbrachte Ministerpräsident Bekerle mit sämtlichen ungarischen Ministern, außer dem erkrankten Grafen Kossuth in Schönbrunn die Glückwünsche der Regierung.

Neue Erzeffe in Prag

In Prag kam es am Sonntag wieder zu unbeschreiblichen Tumulten. Der Unmuth der deutschen Studenten war anlässlich des 60-jährigen Stiftungsfestes der Jese- und Redehalle der deutschen Studenten Prags ganz besonders großartig. Trotz des großen Angebots von Gendarmerie und Militär kam es aber zu großen Ausschreitungen. Die deutschen Studenten wurden vielfach tätlich angegriffen. Nach 11 Uhr wurde der kurz vorher durch Gendarmen gebildete Kordon von der Menge an zwei Stellen durchbrochen und die deutschen Studenten mißhandelt. Zahlreiche Studenten erlitten leichtere Verletzungen. Die Menge wurde von dem Militär auf den Wenzelsplatz und von dort in die Vororte zurückgebrängt. In den Vororten kam es ebenfalls zu großen Erzeffen. Wiederholt wurden deutsche Passanten angegriffen und mißhandelt. Vor dem Prager Stathaltereigebäude sammelte sich eine große Menge an. Die Erzeffenden schlugen die Fensterscheiben ein. Die Kundgebungen nahmen schließlich einen ant-dynastischen Charakter an. Die schwarzgelben Fahnen wurden von dem Gebäude heruntergeholt und zerrissen und in die Moldau geworfen. Der Nachmittag verlief verhältnismäßig sehr ruhig. Nach Eintritt der Dunkelheit kam es wieder zu Kundgebungen ohne besondere Zwischenfälle. Die Menge beschränkte sich auf Singen von Hefliedern, Pfeifen und Zöhlen.

Im Laufe des Nachmittags und Abends wurden wieder neue Ausschreitungen gegen die deutschen Studenten begangen. Mehrere Male mußte der Graben geräumt werden. Tschechische Studenten bewarfen das Radetzky-Denkmal mit Steinen, und wurden erst durch das Militär auseinandergetrieben. Ein Berliner Kaufmann, Mendelssohn, wurde von Demonstranten überfallen und mißhandelt. Als er auf Verlangen der Demonstranten sich mit seinem deutschen Militärpaß legitimieren, wurde er verhöhnt und verprügelt. Der deutsche Konsul ist von dem Vorfall benachrichtigt.

Die Krise auf dem Balkan

Dem „Matin“ wird aus London gemeldet, daß Rußland und Italien einen Geheimvertrag über die Balkan-Frage abgeschlossen haben.

Ueber das angelegte Balkan-Abkommen zwischen Rußland und Italien wird berichtet. Es handelt sich nicht um einen Vertrag, sondern beide Regierungen hätten sich darauf beschränkt, ihre Ansichten über die Opportunität einer Konferenz und über das Programm einer solchen auszutauschen. Ein Vertrag sei nicht abgeschlossen worden, da sonst Frankreich als Verbündeter Rußlands benachteiligt worden wäre.

„Echo de Paris“ teilt aus Konstantinopel mit: Infolge neuer Schritte des deutschen Votschafters habe der Sultan an den Großwesir die Anfrage gerichtet, ob er nicht neue Verhandlungen mit dem österreichischen Votschafter durch Vermittelung der deutschen Votschaft einleiten könne. Ramiel Pascha sagte zu und Tewfik Pascha wurde in seiner Eigenschaft als Minister des Aeußeren mit den weiteren Maßnahmen beauftragt. Tewfik Pascha erklärte, sobald die Türkei sich mit Bulgarien verständigt habe, werde auch eine Einigung mit Oesterreich erfolgen.

Der Großwesir hatte eine längere Verhandlung mit den Mitgliedern des jugoslawischen Komitees, um durch deren Vermittlung eine Abänderung des Votkotts herbeizuführen. Es heißt, der österreichisch-ungarische Votschafter in Konstantinopel warte mit seiner Abreise auf das Resultat der Verhandlungen zwischen dem Großwesir und dem Komitee.

Aus aller Welt

* Zu Tode geprügelt. Von einem Geisteskranken ist in der Nacht zum Sonntag die 44 Jahre alte Händlerin Bahn in der Kasanien-Allee in Berlin zu Tode geprügelt. Die mehrfach bestrafte Händlerin wohnte in einem Dachgeschoß mit dem früheren Steinträger Graubaum zusammen. Graubaum war erst vor kurzem aus der Irrenanstalt entlassen worden. Nachbarn hörten oft, wie die Frau von Graubaum mißhandelt wurde. In der Nacht zum Sonntag kam es wieder zu einem Ansturm und am andern Morgen fand man die Frau regungslos vor der Türe liegen. Der Körper der Toten war furchtbar zuge richtet. Graubaum wurde verhaftet.

* Falschmünzer. Die Polizei in Köln hat eine große Falschmünzerbande, der 13 Mitglieder angehören, verhaftet. Die Bande hat in den letzten Monaten fast sämtliche größeren Städte Westdeutschlands mit falschem Gelde überschwemmt. Am Montag wurde ein Ehepaar, sowie dessen erwachsene Tochter, ebenfalls verhaftet, weil man in ihrer Wohnung eine Falschmünzer-Werkstätte vorfand.

* Das Raddober Unglück. Die Zuführung von Wasser in die Seebe Raddob ist nunmehr beendet; die Oberfläche steht 500 Meter unter Tage, das ist 200 Meter über der obersten Sohle. Auf Anordnung der Bergbehörde soll die Sämpfungsarbeit erst nach 14 Tagen begonnen werden, damit mit Sicherheit anzunehmen ist, daß jedes Feuer, welches eventuell noch tief in die Kohlenflöze einge drungen sein könnte, erstickt ist. Die dann vorzunehmenden Arbeiten sind in einer Konferenz am 27. d. h. nach eingehender Besprechung zwischen Kommissaren des Handelsministeriums, des Oberbergamtes und der Oberbergbehörde mit den Vertretern der Bergwerks-Gesellschaft Erler festgelegt worden.

* Ueberfahren. Ein schweres Unglück ereignete sich am Sonntag in Saarbrücken. Zwei Arbeiter waren im Streit geraten. Einer, namens Kieber, schloß sich vor seinem Gegner. Er lief blindlings vor einen Straßenbahnwagen, von dem er überfahren und zermalmt wurde. Der Verunglückte hinterläßt eine Witwe und 8 Kinder.

* Unter dem Juge. Aus Nyres (Belgien) wird gemeldet: Eine Equipage, in der sich die Baronin v. Alcoa maert nebst ihrer Tochter und zwei Begleiterinnen befand, geriet, als sie die Eisenbahngasse kreuzte, unter die Räder eines Schnellzuges. Der Wagen wurde vollständig zertrümmert. Die Baronin und ihre Tochter wurden schwer verletzt, während die beiden Begleiterinnen mit leichteren Verwundungen davon kamen.

* **Erschossen.** In der Bushalbe hinter Carlshorst wurde von einem Rennbahn-Trainer der 28 Jahre alte Referendar Robert Kienzberg erschossen aufgefunden.

* **Hausessturz.** In Minervino (Italien) stürzte ein Schulhaus ein, in dem gerade Kinder unterrichtet wurden. Fünf Kinder und die Lehrerin wurden getötet, eine Anzahl anderer Kinder schwer oder leicht verletzt.

* **Russische Polizei!** In Odessa schlug ein Schutzmann auf offener Straße eine Frau. Zwei vorübergehende Offiziere halfen ihm deswegen zur Rede, worauf der Schutzmann beide Offiziere mit einem Revolver erschoss, ebenso einen Kolporteur, der zufällig hinzukam und Frieden stiften wollte.

* **Köln, 30. November.** Wie die „R. V.“ aus Rom berichtet ist der Papst an einer Erkältung erkrankt. Die Ärzte wurden Nachts zur Konsultation berufen und blieben bis 1½ Uhr im Vatikan. Heute Morgen fand abermals eine einstündige Konsultation statt. Die Audienzen sind abgefallen.

* **Prag, 30. November.** Die Stellung des Statthalters von Böhmen, Grafen Coudenhoven, wird als erschüttert bezeichnet. Der Statthalter wartet nur die Jubiläums-Feierlichkeiten ab, um dann zurückzutreten. In diesem hochansehenreichen Kreise zirkuliert das Gerücht, daß ein hoher, vor kurzem in den Ruhestand getretener General der Statthalterposten erhalten werde, der mit militärischer Strenge Ordnung schaffen solle. Eine Bestätigung dieses Gerüchtes bleibt abzuwarten.

* **Prag, 30. November.** Am Montage brachen auf teure Unruhen aus. Eine große Menschenmenge zog unter Föhnen und Schreien nach dem Graben, der mehrere Male von Gendarmen gestürmt werden mußte. Die Demonstranten rissen das Pflaster auf und warfen die Steine in den Gassen des Deutschen Hauses. Zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Unter den Demonstranten befanden sich auch englische Fußballspieler, die von einem hiesigen Klub eingeladen waren.

* **Triest, 30. November.** Die Frage der Errichtung einer italienischen Universität hat hier zu großen Erregungen geführt. Die Demonstrationen nahmen einen anti-österreichischen Charakter an, Fahnen wurden zerrissen, und die Polizei mit Revolvern beschossen, wobei mehrere Schutzleute verwundet wurden. Erst einem größeren Aufgebot von Gendarmen gelang es, die Menge zu zerstreuen.

* **Mailand, 30. November.** Wie sich jetzt herausstellt, ist der Boykott der österreichischen Waren in Turin keine ernst zu nehmende Kundgebung. Es handelte sich vielmehr um ein Vorgehen einiger Detailhändler, die Reflektoren machen, oder österreichische Konkurrenz-Magazine schädigen wollten.

* **Petersburg, 30. November.** Der Zar hat nunmehr ein Handschreiben an den Kaiser Franz Josef gerichtet, in dem er dem Kaiser seine herzlichsten Glückwünsche zu dem sechzigjährigen Regierungsjubiläum ausdrückt.

* **London, 30. November.** Die „National Review“ wird sich in ihrer morgigen Erscheinung mit dem Kaiser-Interview im „Daily Telegraph“, sowie mit dem Kaiser-Interview, welches in der „Century Magazine“ erscheinen sollte, beschäftigen. Bei einer Besprechung über die gelbe Gefahr stellt das Blatt in Frage, ob die Amerikaner wüßten, daß die Idee des englisch-japanischen Bündnisses aus Deutschland gekommen ist, und daß die deutsche Regierung große Anstrengungen gemacht hat, in das Bündnis einzutreten.

* **London, 30. November.** Die haitianischen Revolutionäre unter Anton Simon haben den Regierungstruppen in einer vierstündigen Schlacht eine schwere Niederlage beigebracht, jedoch sich die letzteren zurückziehen mußten. Präsident Nord-Alexis hat 5000 Gewehre und 2 Millionen Patronen beschickt.

* **Lissabon, 28. November.** Der deutsche Gesandte Graf Tattenbach, hat sich nach Oporto begeben, wo zur Zeit die Regierung weilt. Wahrscheinlich wird dort heute der Handels-Vertrag mit Deutschland unterzeichnet werden.

* **Neu-York, 28. November.** Die „World“ hat an den Reichsminister für auswärtige Angelegenheiten, daß eine nachträgliche Untersuchung ihrer Fassung des Schalesen Kaiser-Interviews keinen Beweis für die Echtheit ergeben habe. Weder der Eigentümer noch der Chef-Redakteur hätten das Manuskript vorher gelesen; beide drückten ihr aufrichtiges Bedauern über das Erscheinen aus.

Deutscher Reichstag

(172. Sitzung.)

Mittags 1 Uhr.

Berlin, 30. November.

Auf der Tagesordnung steht heute die zweite Lesung der Gewerbe-Novelle

(Arbeiterinnen-Gesetz.)

Am Bundesratspräsidenten: Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg.

Abg. Mann (F. Vp.) begründet einen Antrag der Freisinnigen, wonach die Bestimmungen gestrichen werden sollen, daß Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu betreiben haben, an Samstagen nur 6 Stunden beschäftigt werden sollen. In Bayern, wo es viele Feiertage beider Ordnung gebe, verurteile man vergeblich, diese für die Industrie frei zu bekommen.

Abg. Schmidt-Berlin (Soz.) bekämpft den freisinnigen Antrag, und beantragt Einführung des Neunstundentages, und vom Jahre 1912 ab des Achsstundentages. Ferner fordert er Erhöhung der Schutzfrist für Schwangere von 4 auf 12 Wochen und Freihaltung der Arbeitsstelle.

Abg. Fleischer (F.) begründet einen Antrag des Zentrums, der damit einverstanden ist, daß an den Samstagen Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu betreiben haben, höchstens 6 Stunden beschäftigt werden dürfen, jedoch soll die Beschäftigung bis zu 8 Stunden gestattet sein, so weit betriebswirtschaftlich dadurch die Weiterarbeit anderer Arbeiter bedingt ist. Der Redner bekämpft den freisinnigen Antrag. Die Industrie würde dadurch keinen Schaden erleiden, daß den verheirateten Frauen am Samstag eine Vergütung gewährt wird. Dieser Antrag macht alle Bedenken hinfällig. (Beifall im Zentrum.) Die verheirateten Arbeiterinnen haben am

Samstag mit dem Dasein zu ringen, dies müsse in erster Linie geholfen werden. Auch im Interesse der Industrie liege es, die Arbeitskräfte möglichst zu schonen.

Abg. Stresemann (Ntl.) glaubt nicht, daß durch den Antrag des Zentrums eine Vermehrung des Familienlebens und eine Idealisierung des Nachwuchses erreicht wird. Mit der allgemeinen Einführung eines sechsständigen Arbeitstages für die Samstage sei er einverstanden, er sei aber der Meinung, daß der ursprüngliche Vorschlag des Arbeitszeit-Maximums nicht pro Tag, sondern pro Woche das richtige wäre. Er hält es ferner für richtig, zwischen verheirateten und unverheirateten Arbeiterinnen keinen Unterschied zu machen, und bittet, den Schlusssatz im Absatz 2 zu streichen.

Staatssekretär v. Bethmann-Hollweg: Auch ihm scheint es nicht angezeigt, einen solchen Schritt zu tun. Auch die Konstruktion des Antrags des Zentrums bringe manche Uebelstände mit sich. Er bittet die Herren deshalb, den Antrag Stresemann anzunehmen.

Schul. Bevollmächtigter Graf Eds. v. T. tritt ebenfalls dafür ein, den Antrag Mann, der sich mit dem Antrag Stresemann decke anzunehmen.

Abg. Schmidt-Altenburg (Reichsp.): Der zehnstündige Maximalarbeitstag für Fabrikarbeiterinnen sei ein Fortschritt. Er wünschte auch, daß man mit der Zeit noch weiter herabgehe, aber jetzt sei es nicht möglich.

Abg. Henning (Konf.): Wenn die Sozialdemokraten einen neunständigen, und von 1912 ab sogar einen achtständigen Arbeitstag verlangen, dann überleben sie dabei, daß die Industrie das noch nicht ertragen kann. Auch der sechsständige Arbeitstag an Samstagen gebe viel zu weit. Hoffentlich nehme das Haus daher den Antrag Abg. Mann und Stresemann an.

Abg. Schödl (F. Vp.) meint, der sozialdemokratische Antrag, betr. einen achtständigen Arbeitstag sei offenbar einem Reformbedürfnis entsprungen.

Abg. Stadthagen (Soz.) weist diese Unterstellung zurück, und wendet sich gegen die Versuche, in dem Antrage Mann und Fleischer, die Bestimmungen über die sechsständige Arbeitszeit an Samstagen wieder zu streichen, resp. von Bedingungen abhängig zu machen.

Abg. Giesberts (F.) erklärt: Von der Aufhebung des Erreichbaren, von dem Antrage Stadthagen abzuweichen. Herr Stadthagen möge in die Praxis hineingehen, da würde er sehen, daß die stärksten Organisationen das, was Stadthagen verlange, neun- und achtständige Arbeitszeit noch nicht für erreichbar halten.

Nach weiteren Ausführungen der Abg. Kuller (F.) und Schödl (F. Vp.) vertagt sich das Haus. Morgen 1 Uhr: Weiterberatung. — Schluß 6 Uhr.

Eine Grubenexplosion

Noch sind die Leichen der auf der Zeche Radbod Verunglückten nicht geborgen, da durch die Welt eine neue Trauerkunde von einem großen Grubenunglück, das dem in Westfalen nicht viel nachsteht. In Marianna im amerikanischen Staate Pennsylvania sind 250 Bergleute infolge einer Explosion in der Kohlengrube eingeschlossen. Da die Grube, die Eigentum der Pittsburgh-Buffalo-Kohlenbergwerksgesellschaft ist, infolge der Explosion in Brand geraten ist, so nimmt man an, daß alle in den Schacht Eingeschlossenen, deren Zahl von anderer Seite auf 275 angegeben wird, durch die Explosion getötet oder erstickt und verbrannt sind. Die Veruche, in die Mine einzudringen, mußten wegen der Unausführbarkeit eingestellt werden. Ein Förderkorb mit zwei Insassen ist in einer Tiefe von 300 Fuß völlig zerrissen worden. Da auch das Ventilatorenhaus teilweise zerstört ist, waren die Ventilatoren länger als eine Stunde außer Gebrauch. Vor dem Bergwerk spielten sich herzerregende Szenen ab. — Nach einer späteren Nachricht werden die Eingeschlossenen mit 125 Personen angegeben. Die Hoffnung, diese zu retten, ist aber sehr gering. Die Ursache der Explosion ist noch nicht ermittelt.

Aus London werden zu dem Unglück noch folgende Einzelheiten gemeldet. In der Grube sind nahezu 300 Mann eingeschlossen. Nur einer wurde lebend gerettet. Bisher sind 125 Leichen zu Tage gefördert. Die meisten der Opfer sind Italiener. Merkwürdiger Weise erfolgte die Explosion, nachdem der staatliche Minen-Inspektor kurz zuvor die Grube verlassen und alles in Ordnung gefunden hatte.

Verkehrsnachrichten

(:) Heizung der Büge. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat folgenden Erlaß an sämtliche preussisch-hessischen Eisenbahndirektionen gerichtet: Wiederholte Beschwerden über ungenügende Erwärmung der Personenwagen geben mir Veranlassung, die künftigen Eisenbahndirektionen zu beauftragen, auf die genaueste Befolgung der Vorschriften für die Heizung der Büge mit Nachdruck hinzuwirken und namentlich bei Eintritt härteren Frostes und bei Beförderung stärkerer Büge, für die rechtzeitige Einstellung von Heizfesselwagen, gegebenenfalls im Zusammen mit den Nachbardirektionen Sorge zu tragen.

Zerklüftung

Die Zukunft der Frau. Kelli Melba, die berühmte Sängerin, der die Welt so gern lauscht, hat sich jetzt auch als Prophetin vernehmen lassen. Frau Melba ist soeben in London über die Frage, was aus der Frau in hundert Jahren geworden sein wird, interviewt worden und hat, ohne eine Sekunde zu schwanken, folgendes Orakel verkündet: „In hundert Jahren wird sich die Frau einer schier unbegrenzten Freiheit zu erfreuen haben, die sie aber ihren häuslichen Pflichten am allerwenigsten abspenstig machen dürfte. Denn der Mann wird der Welt ein trauriges Heims immer weniger entzogen können. Wenn der Mann, um Geld zu machen, den ganzen Tag auf den Beinen gewesen und des Abends abgehetzt nach Hause kommt, ist der beruhigende Friede des Heims eine unerlässliche Vorbedingung seines Wohlbefindens. Das begreifen die Frauen von heute noch nicht zur Genuge. In einem Jahrhundert wird diese so zwingende Wahrheit aber allen zum Bewußtsein kommen sein, da sie dann zweifellos die Dinge mit bewußtem Verstandnis betraachten werden, als es heute gemeinhin der Fall ist. Da die Schwestern der Frau sich

wetter erhöhen wird, ob sie das Höchstmäß der Schönbildung erreicht hat? Ich halte dafür, daß die Frauen im nächsten Jahrhundert bisher sein werden als unsere Schönen von heute, die sich wahrlich leben lassen können. Die Intelligenz der Frauen wird sich demnach Hand in Hand mit ihrer Schönheit entwickeln, die sich verfeinern und durchgeistigen wird. Das weibliche Antlitz wird in Zukunft der Zeitgenossen der Schönheit verkörpern. Und die blühenden Moden von heutzutage werden des Todes verbannt.“ Also die jugendliche Pythia, deren Wort freilich weniger Bedeutung hat als der Zauberlang ihrer Rede.

Soll man sich warm oder kalt waschen? Die kalte Jahreszeit bringt es mit sich, daß man friert, und daß man sich deshalb wärmer kleidet und seine Wohnräume heizt. Wie aber soll es mit dem Waschen frühmorgens gehalten werden? Man schlüpft aus dem warmen Bett, das Zimmer ist kalt, das Waschwasser ist kalt, beides oft sehr kalt! Scharfe Temperaturschwänge haben aber bekanntlich nachteilige Einflüsse auf die Haut, andererseits fordert die naturgemäße Gesandheitspflege, daß man sich abhärtet. Um es kurz zu sagen: eine ganz allgemeine, für jedermann gültige Regel, ob man sich kalt oder warm waschen soll, läßt sich gar nicht aufstellen, denn die Antwort auf die Frage hängt vom Gesundheitszustand des betreffenden im großen und ganzen ab. Sehr blutarme Menschen besitzen wenig Eigenwärme, sie frieren gar zu leicht, und wenn sich diese mit kaltem Wasser waschen sollten, würden sie direkte Nachteile haben. Solche und ähnlich fränke Personen werden instinktiv zu warmem Wasser greifen. Gesunden Personen hingegen wird es nicht einfallen, vom gewohnten kalten Waschwasser Abstand zu nehmen. Sie empfinden nach kaltem Waschen eine besondere Frische, weil die Blutzirkulation mächtig angeregt wird. Man kann sehr wohl den Satz aufstellen, daß ein Mensch, der bei kaltem Waschen zusammenkauert, irgendwie krank oder doch wenigstens nicht ganz gesund ist, und umgekehrt. Kinder lieben sehr das warme Waschen; man sollte es ihnen aber nicht angewöhnen. Die Hauptsache bleibt, daß man sich nicht einfach abtrocknet, sondern Gesicht und Hals auch kräftig trocknet und bei strenger Kälte nicht sofort ins Freie geht. Ein derartiges Verfahren schadet der Haut niemals. Auch kalte Abwaschungen am Abend sind außerordentlich vorteilhaft und schaffen einen ruhigen, gesunden Schlaf. Abends kann man diese Waschungen, an die sich jeder gewöhnen sollte, allerdings vorteilhafter in einem geheizten Zimmer vornehmen.

Eine gefährliche Gewohnheit. Wir lesen in den „Neuen Zürcher Nachrichten“: Als der oströmische Kaiser Arkadius im Jahre 408 starb, hinterließ er vier Waisenkinder, drei Töchter und einen Sohn, Theodosius 2., der 401 geboren und beim Hinscheiden des Vaters gegen acht Jahre alt war. Da wurde nun Pulcheria, die älteste seiner Schwestern, hervortretend wie durch körperliche Schönheit, so auch durch Tugend und Weisheit, zur Führung der Regierung herangezogen. Und sie löste ihre Aufgabe in allen Ehren seit ihrem fünfzehnten Jahre in der Eigenschaft einer Wittlerin und Erzieherin ihres kaiserlichen Bruders. Diese Frau ist unstreitig die schönste Stierde des oströmischen Kaiserthums. Pulcheria ließ ihren jungen Bruder Theodosius sorgfältig in den Wissenschaften und allem kaiserlichen Gebaren, im Reiten und in Waffenübungen unterrichten. Sie selbst überwachte sorgsam sein ganzes Gebaren, sein Auftreten, Reden und sich Kleiden. Als er dann herangewachsen war, war die einflussvolle Schwester auch auf eine passende Gemahlin für ihn bedacht. Es war Athenais, die Tochter des Sophisten Leonius von Athen; sie war ein Ideal von Schönheit und Geist und mit Pulcheria innig befreundet. Sie wurde Christianin und erhielt in der Taufe den Namen Eudoxia. Als Gemahlin Theodosius' 2. wurde sie zur Augusta, d. h. zur Kaiserin, erhoben. Leider hatte Theodosius nicht die Geistesstärke und den Geschäftssinn seiner Schwester. Pulcheria wußte aber mit Nachdruck und Geschick seine Fehler schadlos zu machen. So hatte er die kaiserliche Urart angenommen, Schriftstücke zu unterschreiben, ohne sie gelesen zu haben. Eines Tages beehrte er nach seiner Frau. Er bekam zur Antwort, sie sei nicht zu haben, er habe sie ja seiner Schwester Pulcheria als Sklavin verkauft, und um ihn zu überweisen, zeigte man ihm das von ihm unterzeichnete Aktienstück des Verkaufes. Pulcheria hatte es ihm, im Einverständnis mit Eudoxia, unter andern Schriftstücken unterbreitet und er hatte es seiner Gewohnheit nach ungelassen unterzeichnet. Dieser arge Mißgriff ließ sich ja freilich leicht wieder gutmachen, aber jetzt fing Theodosius 2. doch ernstlich an, die Akten zu lesen, bevor er sie unterzeichnete.

Unser Bild zeigt die zwei deutschen Nobelpreis-Empfänger, den bei der diesjährigen Verteilung des Nobelpreises ein Preis zuerkannt wurde; es sind dies Prof. Ehrlich in Frankfurt a. M. und Prof. Planck in Berlin. Den Preis



Die deutschen Nobelpreis-Empfänger
Prof. Dr. Max Planck (Physik) Prof. Paul Ehrlich (Medizin)

für Physik erhielt Professor Dr. Planck, der das Institut für Theoretische Physik der Berliner Universität leitet. Den Preis für Medizin (153 000) erhielt Professor Ehrlich, Direktor des Instituts für Serumforschung in Frankfurt a. M.

Weichkochende Hülsenfrüchte

Neue Hellerlinsen per Pfd 16 und 20 Pfg.
Extra grosse Kaiserlinsen p Pfd 24 u 30 Pfg.
Gespaltene geschälte Erbsen p. Pfd. 20 Pfg.
Ganze geschälte Erbsen p. Pfd. 20 Pfg.

Gelbe Riesenerbsen p Pfd. 16 Pfg.
Grüne oill. Erbsen p Pfd 18 Pfg.
Geschälte grüne franz. Erbsen p Pfd. 25 Pfg.
Weisse Bonen p. Pfd. 15, 18, 22 Pfg.

usw. empfiehlt

Frankfurter Colonialwarenhaus,

Delikatessen- und Weinhandlung
Kochheimerstr. 2., Flörsheim a. M., Kochheimerstr. 2.

Herren-Paletots



von

Mk. 18.— bis 55.—

in grösster Auswahl

für alle Figuren

LEOPOLD JOSEPH

Leichhof 11-13-15

Osw. Schwarz

Flörsheim a. M., Eisenbahnstrasse
empfiehlt

zur Winter-Saison!

Mützen, Hauben, Unterhosen, Shawls,
Strümpfe, Leib- und Seelhofen, gestr. Jacken,
Posamterie und Besatzartikel,
sowie alles zur Schneiderei Notwendige.

Verensfahnen, Banner, geflickt oder gemalt.

Künstlerische Ausführung,
grösste Dauerhaftigkeit.

Entwürfe u. Kostenanschläge gratis.

Bonner Fahnenfabrik, Bonn

(Hollf. Sr. Maj. d. Kaisers u. Königs,
— 15 Holprädikate.)

Für jegliche Bäckereien

wie für den täglichen Hausgebrauch
gibt es nichts besseres wie



SOLO
MARGARINE
Zu haben bei
Heinrich Messer,
Flörsheim a. M., Untermainstrasse.

Telefon 1985.

Telefon 1985.

Seb. Regner,

Mainz,
Karthäuserstr. 16, nahe Augustinerstr.

Künstliche Zähne

in Gold u. Kautschuk nach den neuesten
Erfahrungen

Ziehen, Reinigen und Füllen der Zähne.

Sprechstunden von vorm. 9-7 Uhr abends.

Sonntags von vorm. 9-12 Uhr.

Drucksachen aller Art fertigt an: Buchdruckerei H. Dreisbach.

Total Ausverkauf

wegen Geschäfts-Aufgabe.
Am 20. Dezember ds. Js. gebe ich mein Geschäft
vollständig auf und verkaufe ich aus diesem Grunde
sämtliche Uhren- und Goldwaren
mit 25 Prozent Rabatt.

Durch Unrentabilität bin ich gezwungen, mein Ge-
schäft am hiesigen Platze aufzugeben. Hochachtung
Martin Alter.

**Universal-Bibliothek,
Wiesbadener Volksbücher,
Meyers Volksbücher,**

empfiehlt

Buchhandlung **H. Dreisbach,**
Karthäuserstrasse

Hemdenflanelle

Bettücher.

Reppelin-
Kollern.

Reform-Schürzen

schwarz und farbig,
modernste Façons,

von Mk. 2.50—5.80 empfiehlt

D. Mannheimer

Bett-Barchente

Flörsheim a. M., Hauptstrasse,
(vis-à-vis d. Porzellanfabrik v. W. Dienst.)

Kleiderbleiber.

„AMOL“

sollte in keinem Hause fehlen. Es ist das Beste zum
Einreiben bei Rückenschmerzen, Zahn-, Kopfschmerzen
und Rheumatismus sowie bei Magenverstimmung. Per
Flasche 60 Pfg. empfiehlt

Ant. Schick, Eisenbahnstr. 6.



Unzerbrech-
lich aus Schmiede-Eisen

Sackaufhalter

Ges. gesch. Unübertrefflich!
Einfach und dauerhaft. In kurzer Zeit an
Arbeitslohn erspart. In jeder Höhe u. Breite
auch schräg verstellbar und zusammenlegbar.

Otto Krüger,

Maschinenfabrik, Berlin SW. 13.

Wiederverkäufer hohen Rabatt. Preis 15 Mark
gegen Nachnahme.

Unterhaltungs-Beilage

zur

Glücksheimer Zeitung.

Der Wächter.



Humoristischer Roman von Archibald Eyre.
frei bearbeitet von Helmut von Mor.

„Gefprochen? Und hatte er nicht die Prinzessin als ein fähriges, eigenwilliges Mädchen hingestellt? — Ich dachte, Sie glaubten — und ich glaube nur zu gern. Wenden Sie sich daran, dass Herrliche Augen hatten, will ich nicht unter-
suchen. Das einzige, was ich mir vornehmen, war, um eine Photographie der Prinzessin zu fotografieren. Das mühte wohl auch die letzten Zweifel heben. Was Sie eintraf, konnte ich mich gut und gern vertrauensvoll zeigen — ich brauchte ja deshalb nicht blind und wackelnd alles und jedes anzunehmen, was man mir vorsetzte.“
Ich bemerkte, dass mein schwermütiges Grinsen die Aufmerksamkeit der anderen zu erregen begann. Willst du mich lächeln?
„Ich weile, Herr Marschall, grüßelt darüber nach, wie er uns alle an seinen an einem andern Ort schaffen kann.“
Diese Prozedur hatte ich nicht erwartet. Ich wurde dadurch gezwungen, die Frage der Liebesbedingung auf das Landgut angreifen.
„Der Graf —“ wollte ich beginnen.
„Ich werde nicht zulassen, wenn Sie etwas von diesen gräßlichen Gräfen sagen!“ unterbrach mich die Prinzessin.
„Nicht doch, Sir!“ machte Rita. „Was wollten Sie sagen, Herr Marschall?“
„Der Graf meint —“ fuhr ich fort, „dass wir besser irgendwas anderes tun.“
„Wir!“ fuhr die Prinzessin abermals dazwischen. „Wollen Sie denn unter dem Namen fortwährend mit dem Hirschen verzeihen?“
Ein tiefes Schweigen folgte. War jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo ich einmal fest und energisch auftreten mußte?
— Es schien mir so.
„Ja,“ erwiderte ich deshalb bestimmt und sah allen der Reihe nach ins Gesicht.
„Die reizend,“ sagte die Prinzessin sanft und zupfte ihr Kleid zurecht. „Hast du das nicht nett, Wilhelm?“
Der Marschall ist wirklich entzückt.
„Herr Wilhelm, ich habe mich schon wieder zu verlassen, und ich nahm mich energisch an, die Prinzessin, Ihre Gnade, ein Sandgut Ihres Sohnes zu meinen — zur Verhütung der Prinzessin zu stellen.“ sagte ich, den letzten Einwurf der kleinen Pöbel übergehend. „Wir wären dort mehr unter uns als in Oben, und die Gefahr eines Skandals ist dort.“
„Ein Skandal!“ rief die Prinzessin gedehnt.
„Ich meine,“ berichtigte ich mich rasch, „die Gefahr,

Prinzessin bedachte den Tisch, wobei nur drei Zeller und eine Unterstufe in Silber, und die Prinzessin begnügte sich damit, Wilhelm überreichte ihr schließlich keine Sonnenblume, die er ihr aus Berlin mitgebracht hatte und die ein überaus seltsames Exemplar sei, und sie bemalte sich die Blume auf der Nasenbrücke zu balancieren. So es war alles sehr nett und behaglich, aber —
Ich wurde recht nachdenklich. Wie zuvor war ich mit einer Prinzessin in Verührung gekommen; aber man macht sich doch so allgemeine Vorstellungen, wie soll eine hochgeborene Dame sich verhalten. Und dieser Wackel, den ich für ein Mädchen aus bürgerlichem Hause reichlich — sagen wir: ausgelassen gefunden hätte — sollte eine Prinzessin sein? Wie gesagt, ich wurde recht nachdenklich. Wir hatten uns alle vier von vornherein der englischen Sprache bedient, um später Fremden gegenüber nicht aus der Rolle zu fallen. Und es fiel mir auf, wie vollkommen die Prinzessin diese Sprache beherrschte, ohne jeden fremden Akzent.
Wollte ich war sie —? Ich beschloß, sie auf die Probe zu stellen. Und mitten in die Unterhaltung hinein wandte ich mich mit einer Frage in deutscher Sprache an sie.
Sie sah ein bißchen übertraut aus, gab mir jedoch eben als im reinen Deutsch Antwort. Wieder fiel mir in ihrer Stimme — ich weiß nicht was, auf; doch das Deutsche jedoch ihre Mutterprache war, darüber konnte gar kein Zweifel bestehen.
Rita — wenn man mit einer Fülle stellen wollte, so wäre sie jedenfalls feiner angelegt gewesen. Und war ich nicht vielleicht doch zu misstrauisch? Schließlich hatte ich es doch nicht mit lauter Verdrehern zu tun, und auch Wilhelm machte gewiß keinen Versuch, mich zu täuschen und irre zu führen. Man kam mir annehmend mit dem größten Vertrauen und der größten Freundschaft entgegen — sollte ich sie damit lohnen, daß ich in jedes ge-
prochene Wort, in jede kleine Finesse setze? Wenn doch noch es meinten, töricht sein, aber ich konnte es nicht. Ich hätte es für klug, für einen klugen Menschen, das uns jemand zu machen hat, und ich wollte es auch in vornehmster Weise entgegennehmen. Schlicht ergab sich das, was ich gab es wohl in jählichen Stunden so gut wie in bürgerlichen; und ich brauchte so nur an das zu denken, was mir der Graf gesagt hatte. Sollte er nicht selbst von einer verführten Erziehung, die jubel Freiheit gelassen habe,

Prinzessin bedachte den Tisch, wobei nur drei Zeller und eine Unterstufe in Silber, und die Prinzessin begnügte sich damit, Wilhelm überreichte ihr schließlich keine Sonnenblume, die er ihr aus Berlin mitgebracht hatte und die ein überaus seltsames Exemplar sei, und sie bemalte sich die Blume auf der Nasenbrücke zu balancieren. So es war alles sehr nett und behaglich, aber —
Ich wurde recht nachdenklich. Wie zuvor war ich mit einer Prinzessin in Verührung gekommen; aber man macht sich doch so allgemeine Vorstellungen, wie soll eine hochgeborene Dame sich verhalten. Und dieser Wackel, den ich für ein Mädchen aus bürgerlichem Hause reichlich — sagen wir: ausgelassen gefunden hätte — sollte eine Prinzessin sein? Wie gesagt, ich wurde recht nachdenklich. Wir hatten uns alle vier von vornherein der englischen Sprache bedient, um später Fremden gegenüber nicht aus der Rolle zu fallen. Und es fiel mir auf, wie vollkommen die Prinzessin diese Sprache beherrschte, ohne jeden fremden Akzent.
Wollte ich war sie —? Ich beschloß, sie auf die Probe zu stellen. Und mitten in die Unterhaltung hinein wandte ich mich mit einer Frage in deutscher Sprache an sie.
Sie sah ein bißchen übertraut aus, gab mir jedoch eben als im reinen Deutsch Antwort. Wieder fiel mir in ihrer Stimme — ich weiß nicht was, auf; doch das Deutsche jedoch ihre Mutterprache war, darüber konnte gar kein Zweifel bestehen.
Rita — wenn man mit einer Fülle stellen wollte, so wäre sie jedenfalls feiner angelegt gewesen. Und war ich nicht vielleicht doch zu misstrauisch? Schließlich hatte ich es doch nicht mit lauter Verdrehern zu tun, und auch Wilhelm machte gewiß keinen Versuch, mich zu täuschen und irre zu führen. Man kam mir annehmend mit dem größten Vertrauen und der größten Freundschaft entgegen — sollte ich sie damit lohnen, daß ich in jedes ge-
prochene Wort, in jede kleine Finesse setze? Wenn doch noch es meinten, töricht sein, aber ich konnte es nicht. Ich hätte es für klug, für einen klugen Menschen, das uns jemand zu machen hat, und ich wollte es auch in vornehmster Weise entgegennehmen. Schlicht ergab sich das, was ich gab es wohl in jählichen Stunden so gut wie in bürgerlichen; und ich brauchte so nur an das zu denken, was mir der Graf gesagt hatte. Sollte er nicht selbst von einer verführten Erziehung, die jubel Freiheit gelassen habe,

Prinzessin bedachte den Tisch, wobei nur drei Zeller und eine Unterstufe in Silber, und die Prinzessin begnügte sich damit, Wilhelm überreichte ihr schließlich keine Sonnenblume, die er ihr aus Berlin mitgebracht hatte und die ein überaus seltsames Exemplar sei, und sie bemalte sich die Blume auf der Nasenbrücke zu balancieren. So es war alles sehr nett und behaglich, aber —
Ich wurde recht nachdenklich. Wie zuvor war ich mit einer Prinzessin in Verührung gekommen; aber man macht sich doch so allgemeine Vorstellungen, wie soll eine hochgeborene Dame sich verhalten. Und dieser Wackel, den ich für ein Mädchen aus bürgerlichem Hause reichlich — sagen wir: ausgelassen gefunden hätte — sollte eine Prinzessin sein? Wie gesagt, ich wurde recht nachdenklich. Wir hatten uns alle vier von vornherein der englischen Sprache bedient, um später Fremden gegenüber nicht aus der Rolle zu fallen. Und es fiel mir auf, wie vollkommen die Prinzessin diese Sprache beherrschte, ohne jeden fremden Akzent.
Wollte ich war sie —? Ich beschloß, sie auf die Probe zu stellen. Und mitten in die Unterhaltung hinein wandte ich mich mit einer Frage in deutscher Sprache an sie.
Sie sah ein bißchen übertraut aus, gab mir jedoch eben als im reinen Deutsch Antwort. Wieder fiel mir in ihrer Stimme — ich weiß nicht was, auf; doch das Deutsche jedoch ihre Mutterprache war, darüber konnte gar kein Zweifel bestehen.
Rita — wenn man mit einer Fülle stellen wollte, so wäre sie jedenfalls feiner angelegt gewesen. Und war ich nicht vielleicht doch zu misstrauisch? Schließlich hatte ich es doch nicht mit lauter Verdrehern zu tun, und auch Wilhelm machte gewiß keinen Versuch, mich zu täuschen und irre zu führen. Man kam mir annehmend mit dem größten Vertrauen und der größten Freundschaft entgegen — sollte ich sie damit lohnen, daß ich in jedes ge-
prochene Wort, in jede kleine Finesse setze? Wenn doch noch es meinten, töricht sein, aber ich konnte es nicht. Ich hätte es für klug, für einen klugen Menschen, das uns jemand zu machen hat, und ich wollte es auch in vornehmster Weise entgegennehmen. Schlicht ergab sich das, was ich gab es wohl in jählichen Stunden so gut wie in bürgerlichen; und ich brauchte so nur an das zu denken, was mir der Graf gesagt hatte. Sollte er nicht selbst von einer verführten Erziehung, die jubel Freiheit gelassen habe,

Prinzessin bedachte den Tisch, wobei nur drei Zeller und eine Unterstufe in Silber, und die Prinzessin begnügte sich damit, Wilhelm überreichte ihr schließlich keine Sonnenblume, die er ihr aus Berlin mitgebracht hatte und die ein überaus seltsames Exemplar sei, und sie bemalte sich die Blume auf der Nasenbrücke zu balancieren. So es war alles sehr nett und behaglich, aber —
Ich wurde recht nachdenklich. Wie zuvor war ich mit einer Prinzessin in Verührung gekommen; aber man macht sich doch so allgemeine Vorstellungen, wie soll eine hochgeborene Dame sich verhalten. Und dieser Wackel, den ich für ein Mädchen aus bürgerlichem Hause reichlich — sagen wir: ausgelassen gefunden hätte — sollte eine Prinzessin sein? Wie gesagt, ich wurde recht nachdenklich. Wir hatten uns alle vier von vornherein der englischen Sprache bedient, um später Fremden gegenüber nicht aus der Rolle zu fallen. Und es fiel mir auf, wie vollkommen die Prinzessin diese Sprache beherrschte, ohne jeden fremden Akzent.
Wollte ich war sie —? Ich beschloß, sie auf die Probe zu stellen. Und mitten in die Unterhaltung hinein wandte ich mich mit einer Frage in deutscher Sprache an sie.
Sie sah ein bißchen übertraut aus, gab mir jedoch eben als im reinen Deutsch Antwort. Wieder fiel mir in ihrer Stimme — ich weiß nicht was, auf; doch das Deutsche jedoch ihre Mutterprache war, darüber konnte gar kein Zweifel bestehen.
Rita — wenn man mit einer Fülle stellen wollte, so wäre sie jedenfalls feiner angelegt gewesen. Und war ich nicht vielleicht doch zu misstrauisch? Schließlich hatte ich es doch nicht mit lauter Verdrehern zu tun, und auch Wilhelm machte gewiß keinen Versuch, mich zu täuschen und irre zu führen. Man kam mir annehmend mit dem größten Vertrauen und der größten Freundschaft entgegen — sollte ich sie damit lohnen, daß ich in jedes ge-
prochene Wort, in jede kleine Finesse setze? Wenn doch noch es meinten, töricht sein, aber ich konnte es nicht. Ich hätte es für klug, für einen klugen Menschen, das uns jemand zu machen hat, und ich wollte es auch in vornehmster Weise entgegennehmen. Schlicht ergab sich das, was ich gab es wohl in jählichen Stunden so gut wie in bürgerlichen; und ich brauchte so nur an das zu denken, was mir der Graf gesagt hatte. Sollte er nicht selbst von einer verführten Erziehung, die jubel Freiheit gelassen habe,

Griechenland eingeschleppt habe. Es könnte freilich auch sein, daß alle Pockenkrankheiten seines Vaters vor der Rückkehr ent-
weder gestorben oder geküßt worden, womit die Verbreitung des Pustulats, daß drei Viertel der Armeen Alexanders zugrunde gegangen seien, gut übereinstimmen würde. Auch der römische Geschichtsschreiber Curtius Rufus, der sich freilich hinlänglich seiner Zuverlässigkeit keiner besonderen Erklärung erheut, bezeichnet die Überzeugung, daß die Armeen Alexanders des Großen an der Indusmündung von einer Pest ergriffen worden sei, die sich durch Ausbreitung ausgebreitet habe. Die Einschleppung nach Europa erfolgte dann jedenfalls nach den Kriegen der Araber, indem die Pocken von den Heeren des Islam zunächst nach Arabien und Syrien, weiter nach Nordafrika und schließlich nach Spanien gebracht wurden. Später haben sich dann vielfach zweifelhafte Berichte über Epidemien, die eher der Pestenpest als den Pocken zuzuschreiben sind, z. B. die berühmte Epidemie einer Pest durch Gregor von Tours. Wenn die deutsche Bezeichnung Pocken aber von Touris zuerst gebraucht wurde, ist schwer zu bestimmen. Die lateinische Bezeichnung Variola, die auch ins Französische übergegangen ist, ist schon in einer Schrift des Bischofs Martin aus dem Jahre 570 zu finden, während der englische Name Smallpox zuerst zur Zeit König Eduards III. auftritt. Beachtenswert ist endlich eine Mitteilung Anders, aus der hervorgeht, daß schon unter Edward II. von England der damalige Hofarzt den Sohn des Königs mit rotem Pustel behandelte hat, also durch ein Mittel, das erst in allernächster Zeit, nämlich durch Pusteln, wieder in Aufnahme gekommen ist. Es wird damals auch bereits erwähnt, daß die Pestung unter rotem Pustel erfolgt, ohne daß eine Pockenmarke zurückbleibt. Solche geschichtlichen Betrachtungen sind stets dazu geeignet, den Menschen ernst zu stimmen und ihn seine Leistungen mit größerer Selbstbescheidenheit betrachten zu lassen. Wenn die Chinesen schon vor drei Jahrtausenden eine Pockenimpfung gekannt haben, und wenn die Stichtherapie, die vor 600 Jahren ausgedacht wurde, so kann man vermuten, daß eine noch genauere Aufzeichnung und Kenntnis der Geschichte früherer Jahrhunderte und Jahrtausende das Bewußtsein noch verstärken würde, daß nur wenige moderne Entdeckungen des Menschengeistes vollkommene Heilungen sind.

Ich habe mir erlaubt, „Sier Liebes“, sagte der junge Mann zu seiner Gattin, „hier sind 200 Mark, die ich gestern abend im Verein beim Spiel gewonnen habe, du kannst dir dafür das Kostüm kaufen, das du so gerne haben wollst.“
Sagend nahm sie das Geld in Empfang, dann bemerkte sie in sehr strengem Ton: „Ich habe auf solche Weise erworbenes Geld. Ich werde es aber zu dem Zweck verwenden, für den du es bestimmst, denn ich erinnere daran meine Liebe zu mir. Aber eins bespreche wir, Ludwig, so bald du so viel gewonnen hast, daß ich mit einem passenden Gut zu dem Kostüm kaufen kann, rühst du keine Karte mehr an. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler wird.“
Eines nicht. „Ist es nicht schrecklich, wie alle notwendigen Lebensbedürfnisse in die Höhe gegangen sind?“ sagte Frau Spätsch zu ihrem Mann. — „Ja, alle doch nicht,“ war seine Antwort. — „Was du nicht sagst!“ erwiderte sie lachend, „nimm mir doch mal etwas, das nicht gestiegen wäre!“ — „Gewiß,“ versicherte er, „mein Gehalt!“

Ich habe mir erlaubt, „Sier Liebes“, sagte der junge Mann zu seiner Gattin, „hier sind 200 Mark, die ich gestern abend im Verein beim Spiel gewonnen habe, du kannst dir dafür das Kostüm kaufen, das du so gerne haben wollst.“
Sagend nahm sie das Geld in Empfang, dann bemerkte sie in sehr strengem Ton: „Ich habe auf solche Weise erworbenes Geld. Ich werde es aber zu dem Zweck verwenden, für den du es bestimmst, denn ich erinnere daran meine Liebe zu mir. Aber eins bespreche wir, Ludwig, so bald du so viel gewonnen hast, daß ich mit einem passenden Gut zu dem Kostüm kaufen kann, rühst du keine Karte mehr an. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler wird.“
Eines nicht. „Ist es nicht schrecklich, wie alle notwendigen Lebensbedürfnisse in die Höhe gegangen sind?“ sagte Frau Spätsch zu ihrem Mann. — „Ja, alle doch nicht,“ war seine Antwort. — „Was du nicht sagst!“ erwiderte sie lachend, „nimm mir doch mal etwas, das nicht gestiegen wäre!“ — „Gewiß,“ versicherte er, „mein Gehalt!“

Lammur.

Ich habe mir erlaubt, „Sier Liebes“, sagte der junge Mann zu seiner Gattin, „hier sind 200 Mark, die ich gestern abend im Verein beim Spiel gewonnen habe, du kannst dir dafür das Kostüm kaufen, das du so gerne haben wollst.“
Sagend nahm sie das Geld in Empfang, dann bemerkte sie in sehr strengem Ton: „Ich habe auf solche Weise erworbenes Geld. Ich werde es aber zu dem Zweck verwenden, für den du es bestimmst, denn ich erinnere daran meine Liebe zu mir. Aber eins bespreche wir, Ludwig, so bald du so viel gewonnen hast, daß ich mit einem passenden Gut zu dem Kostüm kaufen kann, rühst du keine Karte mehr an. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler wird.“
Eines nicht. „Ist es nicht schrecklich, wie alle notwendigen Lebensbedürfnisse in die Höhe gegangen sind?“ sagte Frau Spätsch zu ihrem Mann. — „Ja, alle doch nicht,“ war seine Antwort. — „Was du nicht sagst!“ erwiderte sie lachend, „nimm mir doch mal etwas, das nicht gestiegen wäre!“ — „Gewiß,“ versicherte er, „mein Gehalt!“

Ich habe mir erlaubt, „Sier Liebes“, sagte der junge Mann zu seiner Gattin, „hier sind 200 Mark, die ich gestern abend im Verein beim Spiel gewonnen habe, du kannst dir dafür das Kostüm kaufen, das du so gerne haben wollst.“
Sagend nahm sie das Geld in Empfang, dann bemerkte sie in sehr strengem Ton: „Ich habe auf solche Weise erworbenes Geld. Ich werde es aber zu dem Zweck verwenden, für den du es bestimmst, denn ich erinnere daran meine Liebe zu mir. Aber eins bespreche wir, Ludwig, so bald du so viel gewonnen hast, daß ich mit einem passenden Gut zu dem Kostüm kaufen kann, rühst du keine Karte mehr an. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler wird.“
Eines nicht. „Ist es nicht schrecklich, wie alle notwendigen Lebensbedürfnisse in die Höhe gegangen sind?“ sagte Frau Spätsch zu ihrem Mann. — „Ja, alle doch nicht,“ war seine Antwort. — „Was du nicht sagst!“ erwiderte sie lachend, „nimm mir doch mal etwas, das nicht gestiegen wäre!“ — „Gewiß,“ versicherte er, „mein Gehalt!“

in ihrem Zimmer. Sie mußte endlich wissen, was diese Heimlichkeiten zu bedeuten hatten.
Sie ließ sich nur eben Zeit, ein leichtes Tuch über Kopf und Schultern zu werfen, und eilte ihm nach, obwohl sie sich gerade heute schwächer fühlte als sonst.
Es gelang ihr nicht, ihn einzuholen, aber das helle Mondlicht gestattete ihr, seine hohe Gestalt auf weite Entfernung hin zu verfolgen. Sie gewahrte, daß er der Stelle aufricht, wo Galleus Seil am Lier befestigt war. Dann aber war er doch plötzlich ihren Augen entwichen. Die Gestalt war er in das Haus zurück eingetreten, das Galleus vor und nach seiner Produktion zum Umstehen zu benutzen pflegte.
Sie hielt in ihrem raschen Laufe inne, weil ihr Beginnen ihr nun doch recht töricht erscheinen wollte und weil sie sich fürchtete, auf ihrer Schwäche von ihm ertappt zu werden.
Da mit einem Male erregte sich vor ihren Augen etwas wie ein Wunder. Aus dem dunklen Schatten des Aufstieges neben dem Seitengang trat, vom silbernen Schein des Mondes klar umflossen, eine helle menschliche Gestalt hervor. Es konnte kein anderer als William sein. Alice erkannte ihn an seinem charakteristischen Körperbau und an der Form seines lockigen Haupthaars. Aber sie meinte trotzdem, das Opfer einer Einbildungslust zu sein. Denn der Mann dort unten trug das Kostüm eines Choralisten, und wie hätte ihr Verlobter zu solcher Wüsterei kommen sollen!
In der nächsten Sekunde freilich wurde ihr alles klar. Denn mit der Behendigkeit eines geübten Turners begann der Mann, der ohne Zweifel William war, die zur Höhe des Seiles emporführende Leiter zu erklimmen. Jetzt begriff sie allerdings, was seine geheimnisvollen Anspielungen hatten bedeuten sollen, und eine namenlose, furchtbare Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Sie wollte schreien, wollte ihm zurufen, von seinem wahnwitzigen Vorhaben abzustehen, aber selbst wenn ihre schwache Stimme fähig gewesen wäre, das Donnern und Rauschen der Hölle, das Hängen und Zittern des Würfels zu überhören, würde sie in dieser lärmenden Bestürzung doch nicht einen einzigen Laut über die Lippen gebracht haben. Regungslos stand sie da und sah das Entsetzliche geschehen.
Der junge Mann hatte die kleine Kante erreicht, hatte die dort liegende Balancierstange mit beiden Händen ergriffen und war mit dem halb gleitenden, halb tänzelnden Schreiten, die er Ballen abgestimmt haben mußte, auf die schwanke Bahn hinausgetreten.

Ich habe mir erlaubt, „Sier Liebes“, sagte der junge Mann zu seiner Gattin, „hier sind 200 Mark, die ich gestern abend im Verein beim Spiel gewonnen habe, du kannst dir dafür das Kostüm kaufen, das du so gerne haben wollst.“
Sagend nahm sie das Geld in Empfang, dann bemerkte sie in sehr strengem Ton: „Ich habe auf solche Weise erworbenes Geld. Ich werde es aber zu dem Zweck verwenden, für den du es bestimmst, denn ich erinnere daran meine Liebe zu mir. Aber eins bespreche wir, Ludwig, so bald du so viel gewonnen hast, daß ich mit einem passenden Gut zu dem Kostüm kaufen kann, rühst du keine Karte mehr an. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler wird.“
Eines nicht. „Ist es nicht schrecklich, wie alle notwendigen Lebensbedürfnisse in die Höhe gegangen sind?“ sagte Frau Spätsch zu ihrem Mann. — „Ja, alle doch nicht,“ war seine Antwort. — „Was du nicht sagst!“ erwiderte sie lachend, „nimm mir doch mal etwas, das nicht gestiegen wäre!“ — „Gewiß,“ versicherte er, „mein Gehalt!“

Ich habe mir erlaubt, „Sier Liebes“, sagte der junge Mann zu seiner Gattin, „hier sind 200 Mark, die ich gestern abend im Verein beim Spiel gewonnen habe, du kannst dir dafür das Kostüm kaufen, das du so gerne haben wollst.“
Sagend nahm sie das Geld in Empfang, dann bemerkte sie in sehr strengem Ton: „Ich habe auf solche Weise erworbenes Geld. Ich werde es aber zu dem Zweck verwenden, für den du es bestimmst, denn ich erinnere daran meine Liebe zu mir. Aber eins bespreche wir, Ludwig, so bald du so viel gewonnen hast, daß ich mit einem passenden Gut zu dem Kostüm kaufen kann, rühst du keine Karte mehr an. Ich will nicht, daß mein Mann ein Spieler wird.“
Eines nicht. „Ist es nicht schrecklich, wie alle notwendigen Lebensbedürfnisse in die Höhe gegangen sind?“ sagte Frau Spätsch zu ihrem Mann. — „Ja, alle doch nicht,“ war seine Antwort. — „Was du nicht sagst!“ erwiderte sie lachend, „nimm mir doch mal etwas, das nicht gestiegen wäre!“ — „Gewiß,“ versicherte er, „mein Gehalt!“



Zur Geschichte der Pocken sind folgende Angaben von Interesse: Nach den bisherigen Forschungen findet die erste Erwähnung der Pocken in einem chinesischen Werk statt, wo berichtet wird, daß die Krankheit in China im Jahre 1123 vor Christi Geburt aufgetreten sei. Das gewöhnlichste in diesem asiatischen Bericht ist, daß dort nicht nur der Pockenaustrag genau beschrieben, sondern auch schon von einer Impfung die Rede ist. Auch in Indien muß nach den Überlieferungen der Brahminen die Pocke schon in einem sehr frühen Altertum gebrannt haben. Er. Archer stellt im medizinisch-geographischen Journal die Vermutung auf, daß Alexander der Große bei der Rückkehr aus Indien nach seinem großen Eroberungszuge die Pocken nach Persien und

Wiederum unterhalt' mich über einen andern großen Zweck und
effizienter Unterhaltungen. Du wirst doch jedenfalls oft
kommen, um uns zu besuchen?"
"Ich denke, dasgen ist nichts einzuwenden," erwidert
er und sah mich an.
"Denk' nicht."
Ich hatte ja selber nicht daran denken, ihn ganz
von Berlinen Dorsion — ich meine, von der Fringelstein-
stein zu halten.
Es gab nichts mehr zu verabreden, und ich verab-
schiedete mich deshalb. Sofort ergriff ich auch Willhelm und
erklärte, mich begleiten zu wollen.
"Gleich!"
"Doch noch ein bisschen!" bat die Fringelstein-
stein. "Du bist kein Mensch!"

mit andern doch sehr zu nöthigen, zu einem andern Zweck
 Dohet Siegt, und in zwei Minuten und eine Viertel
 Decken gekocht, trönte sie neben dem sammelnden Studier-
 stöhrenden Bräutlein und seinen in dem
 abgemessenen fliegen.

Stehend das von zwei feinsten Stücken gezeigten
 Gefäß sich in Bewegung setzte, suchte er noch immer
 das Gefühl meines fahlen Gegenstehs. Vorher noch
 sie mit Schicksal gesprochen haben? Dagegen er sie in un-
 plan einseitig — in den plan, sie sowohl als möglich
 mit dem Sohn des Bräutels zu vergleichen? — Und
 hatte er ihr gesagt, daß sie selbst als darunter
 diesen plan zur Ausführung zu bringen? — Sie sah

Einmal darüber zu entscheiden. Denn es wäre vorzuziehen,

Da beschloßte sie ihn denn freilich nicht länger un-
 ters ihn gehen.
 Aber sie bißte ihm vom Genick aus nach, und al-
 sie sah, daß er den Steg einfuhr, der zum Klagen-
 feldte, baute eine unerwartete Wucht sie nicht länger.